

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 27/2 (2000)

DOI: 10.11588/fr.2000.2.47098

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Europe (Cambridge University Press) sous la rédaction de Walter Rüegg et de Hilde de Ridder-Symoens, dont les deux premiers volumes, parus en 1992 et 1996, couvrent pourtant une bonne partie de la période, est ignoré. Omission d'autant plus étonnante qu'une adaptation allemande de ces deux volumes parut dès 1996 chez Beck à Munich. De même, la mise en garde raisonnée que j'avais formulée voici vingt ans déjà dans cette revue même contre l'usage inconsidéré des courbes de fréquence établis par Franz Eulenburg ne semble toujours pas avoir trouvé lecteur en Allemagne («Surplus ou déficit? Hypothèses sur le nombre réel des étudiants en Allemagne à l'époque moderne, 1576–1815», *Francia. Forschungen zur Westeuropäischen Geschichte*, t. 7, 1979, p. 173–218). Des totaux intenable, ou dénués de sens, continuent d'être repris tels quels comme si de rien n'était (par exemple aux p. 32 et 124–126). Je me refuse à croire que l'historiographie allemande demeure tellement repliée sur elle-même qu'elle ne verrait pas tout l'intérêt qu'il y aurait à réinsérer sa problématique propre dans le défi de la comparativité ou dans les problématiques globales de l'Europe moderne. Le vrai renouveau ne viendra pas, à mon sens, d'un repli continué sur soi, mais d'un partage ouvert des problématiques et voies d'approche, dans la conviction que l'Allemagne a son histoire propre, certes, mais une histoire exprimée dans des institutions, une culture et des pratiques qu'elle partage fondamentalement avec ses pays voisins.

Willem FRIJHOFF, Amsterdam

Daniel NORDMAN, *Frontières de France. De l'espace au territoire, XVI^e–XIX^e siècle*, Paris (Gallimard) 1998, 644 S. (Bibliothèque des Histoires).

Aufgrund der Fächerverbindung von Geschichte und Geographie hat sich an den französischen Universitäten eine besondere Tradition von Arbeiten einer inhaltlichen Verbindung zwischen den beiden Wissenschaften gebildet, die sowohl zu einer geographischen Historie (Febvre) als auch einer historischen Geographie (Dainville) geführt hat. Die vorliegende Arbeit fügt sich in diese Tradition ein und erweitert sie zugleich in bezug auf die Methodik um sprachwissenschaftliche, kartographiegeschichtliche und andere Elemente. Thema sind die Grenzen Frankreichs, ein exemplarischer Punkt der Verbindung von Raum und Zeit. Grenze wird aber nicht einfach als Ergebnis der politischen Geschichte protokolliert, sondern als eigener historischer Ort begriffen, wie der Verfasser zum gleichen Thema auch schon einen Essay zu Nora's »Lieux de mémoire« beigesteuert hat.

Dort hatte er für die mittelalterlichen Grenzen nachweisen können, daß sie für die verschiedenen staatlichen und kirchlichen Funktionen zwar keineswegs deckungsgleich sind, aber jeweils für sich durchaus klar und eindeutig definierte Linienführungen aufweisen, so daß man nicht von ungenauen Grenzgebieten oder von Niemandsland sprechen kann. Hier nun führt er für die frühneuzeitlichen Grenzen eine grundlegende Unterscheidung von »limites« und »frontières« ein, die er aus einer Untersuchung des Wortfeldes zur Grenze gewinnt und durch exemplarische Untersuchungen von besonderen Textcorpora (Froissart: *Chroniques*; Caesar: *La guerre des Gaules*) absichert. Grenze ist einmal als »limite« festgelegte Territorialgrenze, die ein Herrschaftsgebiet als Bereich des eigenen Herrschaftsrechtes definiert und stabilisiert. Grenze ist zum anderen als »frontière« militärische Grenze oder Konfliktgrenze; sie ist nicht festgelegt, sondern mit der Entwicklung der militärischen, wirtschaftlichen etc. Konflikte und Konkurrenzverhältnisse in ständiger Bewegung begriffen. Beide Grenzen beziehen sich natürlich aufeinander, denn ein Territorium muß auch zu verteidigen sein, und sie tendieren im Laufe der frühneuzeitlichen Staatsentwicklung auch dazu, zusammenzufallen bzw. zu Synonymen zu werden. Aber sie können auch weit auseinanderfallen, wie etwa im Bereich der globalen Politik der heutigen Großmächte.

Die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes zeigt Nordman dann für die französische Außenpolitik der frühen Neuzeit auf, wo sich insbesondere die defensiven und offensiven Elemente

der Richelieu'schen Interventionspolitik gut dem doppelten Grenzkonzept zuordnen lassen. Dabei kann Nordman gegen die noch heute die Historiographie dominierenden Thesen von Zeller nachweisen, daß trotz eines Schweigens der Quellen der außenpolitischen Entscheidungsprozesse von einer allgemeinen Präsenz der Identifikation des antiken Galliens mit dem zeitgenössischen Frankreich auszugehen ist, und sich dieses Konzept eines historischen Galliens immer mehr als ein Konzept der natürlichen Grenzen Frankreichs aktualisiert. Auch wenn hierbei Natur noch nicht in der dann für die Revolution geltenden Weise direkt legitimierender Logos ist, so ist Natur als Schöpfung Gottes doch in ähnlicher Weise Legitimationsgrund.

Die antike Geographie hat so weniger der Renaissance als der politischen Situation eines wiedererstarkten Frankreichs im 17. Jh. bedurft, um zum Ziel einer Rekonstruktion Galliens in Form der zeitgenössischen französischen Monarchie zu werden. Diesen Prozeß zeichnet Nordman nun nicht nach, wohl aber untersucht er, zu welchen Grenzen und Grenzvorstellungen dieser Prozeß geführt hat. Dabei unterscheidet Nordman vier Modelle: die Übernahme ganzer Territorien durch Besetzung, Abtretung und Reunion (Elsaß 1648–1697), die Neufestlegung einer natürlichen Grenze aufgrund alter Rechtstitel und aktueller Bezüge (Pyrenäen 1659), die Abtretung von Gebietsteilen, die auf der Basis von Einzelgemeinden neu zu definieren sind (Lothringen 1661), die Ausbildung einer Festungsgrenze mit der Bestimmung der jeweils unter dem Begriff der »dependances« zu ihnen gehörigen Gebiete (Nordgrenze 1659–1713). Dabei geht es nicht eigentlich um empirebildung, sondern um den Prozeß der Festlegung von Grenzen, der von Nordman sowohl als Ganzes wie auch an exemplarischen Einzelbeispielen dargestellt wird.

Das alles betrifft das 17. Jh. und stellt eine zunehmende Angleichung der »limites« an die »frontières« dar, nämlich die Erwerbung des Raumes, den Frankreich als militärischen Sicherheitsraum für sich beansprucht, als Territorium. Für das 18. Jh. aber kann von einem anderen Grenzkonzept ausgegangen werden: es geht um die Berichtigung und Anpassung der »limites«, wobei außer militärischen auch zunehmend wirtschaftliche und verwaltungstechnische Gesichtspunkte in den Vordergrund treten. Signifikant ist dabei, daß nun auch die Leitquelle der Untersuchung wechselt. Stützte sich die Arbeit bisher vor allem auf Korrespondenzen und Memoranden des Kriegsministeriums, so dominiert nun die Überlieferung des »bureau des limites« im Außenministerium, die Nordman das nicht gering zu achtende Privileg hatte, als erster umfassend benutzen zu dürfen. In allen Grenzbereichen geht es um Grenzfestlegung und Grenzbegradigung auf der Basis von Gebietsaustausch. Dazu werden Verhandlungen mit den Nachbarstaaten geführt. Auch wenn es nun nicht mehr um die Legitimierung von Eroberungen geht, so sind die Verhandlungen nicht weniger von Interessenskonflikten gekennzeichnet und führen bei dem Machtgefälle zwischen Frankreich und seinen Nachbarn zu ungleichen Verträgen. Eingehend stellt Nordman die Verhandlungen und ihre Ausführung in den Grenzgemeinden dar, wo die Grenzen neu festgelegt werden (virtuelle Rheingrenze) und durch die Vereidigung bisherige Ausländer zu Untertanen werden, aber sich auch gelegentlich Widerstand regt (Pyrenäen; Wadgassen).

Einen Exkurs stellt schließlich ein letztes Kapitel dar, das die Entstehung von »frontières linguistiques« behandelt und über den französischen Rahmen hinausgeht. Aber auch hier zeigt sich die Trennschärfe des doppelten Grenzbegriffes zur Bezeichnung der Entwicklung (»entre les langues, jadis traversées par des »limites«, sont érigées maintenant des »frontières««, S. 507/8).

Entstanden ist so ein faszinierendes Buch. Insbesondere die Anregungen, die von dem doppelten Grenzbegriff auf die allgemeine Geschichte ausgehen können, sind selbst für die Politik Richelieus nur angedeutet und für die Epoche Ludwigs XIV. erst noch aufzugreifen. Zu diskutieren wäre vielleicht, ob bei dem in vieler Hinsicht innovativen Buch doch noch implizit eine gewisse Hexagongebundenheit zu entdecken ist, die z. B. dazu führt, daß über die heutigen Grenzen Frankreichs hinausgehende Grenzziehungen (Reunionen 1680–1683)

nicht eigentlich integriert sind. Auch die Verbindlichkeit der allzu schönen Entwicklung von den Eroberungen des 17. Jhs. zu den friedlichen Grenzbereinigungen des 18. Jhs. ändert sich, wenn man die Radikaleroberungen der Revolution mit in die Konzeptionalisierung einbezieht. Aber das alles sind Fragen, die sich erst aufgrund des vorliegenden Buches stellen und ihm verpflichtet bleiben.

Wolfgang Hans STEIN, Koblenz

Christian DESPLAT, Paul MIRONNEAU (Hg.), *Les entrées. Gloire et déclin d'un cérémonial* (Actes du colloque tenu au château de Pau, 10–11 mai 1996), Biarritz (Editions J et D) 1997, 268 S., 13 Abb. (Publications de la société Henri IV).

30 Jahre nach dem verdienstvollen Werk von Guenée und Lehoux und zehn Jahre nach den Analysen der nicht unumstrittenen amerikanischen Zeremonialistenschule legen die Herausgeber jetzt einen weiteren Band über Einritte und Einzüge vor. Zwölf Tagungsbeiträge und eine Zusammenfassung des großen Pioniers der französischen Zeremonialforschung, Bernard GUENÉE, nuancieren das Bild von den *entrées* und machen – teils ausführlich, teils nur in Andeutung – schnell klar, daß mit den Einzugszeremonien als Forschungsgegenstand weiter zu rechnen ist. Denn da sich die meisten Untersuchungen bisher auf die Repräsentation der königlichen Majestät konzentriert haben, sind einige Aspekte der *entrées* wenig beachtet geblieben. Das Verdienst des Bandes liegt darin, der Forschung vermeintliche Randaspekte und Sonderformen der Einzüge zur näheren Beschäftigung zu empfehlen. So untersucht beispielsweise Philippe CHAREYRE in seinem Beitrag nicht nur die Einzüge von Königen in Nîmes, sondern auch die von anderen Persönlichkeiten wie Prinzen, Herzögen, Bischöfen, Gouverneuren und Parlamentspräsidenten. Mit der Beschreibung der konkreten politischen Ziele, die die Stadt mit der jeweiligen zeremoniellen Ausgestaltung der *entrées* verfolgte, wird klar, daß auch außerhalb des Königszuges politische Bedeutung produziert wurde. Chareyre unterstreicht den hohen Stellenwert, den Begrüßungsreden (*harangues*) und Salutschüsse neben den traditionellen Elementen wie dem Baldachin (*dais*) und dem Ehrenspalier für die Feier der *entrée* gehabt haben. Daß die Städte die Einzüge immer stärker zur Selbstvergewisserung nutzten, hebt Christian DESPLAT am Beispiel von Pau und Bayonne hervor. Beide Städte flochten im Lauf der Frühen Neuzeit immer mehr folkloristische Elemente in den Ablauf ihrer Einzugszeremonien ein. Adrian BLAZQUEZ interpretiert die Doppeleinzüge der Fürstbischöfe von Sigüenza – einmal als neuer Bischof, einmal als Stadtherr – und zeigt an der sich ausdifferenzierenden Zeremonie, wie die *entrée* im Übergang vom 15. zum 16. Jh. zur Demonstration von Rechten und Pflichten aller Beteiligten, nicht nur des *seigneur*, wird.

Das nicht zu unterschätzende Problem, das die Einseitigkeit der Quellen für die Erforschung der *entrées* darstellt, spricht als einziger Marc H. SMITH in seinem Beitrag über die Einzüge päpstlicher Legaten an. Denn in der Regel wurden die zum Teil sogar illustrierten Beschreibungen von den Veranstaltern selbst in Auftrag gegeben. Smith hingegen benutzt eine andere Quelle, nämlich die Berichte der Legaten, die, weil sie gerade nicht von den Veranstaltern, sondern von den Einziehenden bzw. ihren Begleitern verfaßt wurden, auch mißratene Stationen der *entrée* wiedergeben und so ein Korrektiv bieten. Man kann Smith für seine kritischen Reflexionen über die Lust der Forschung am beschriebenen Pomp nur dankbar sein. Denn die sitzt nur allzu leicht den adjektivüberladenen Beschreibungen in den *livrets* auf, ohne zu berücksichtigen, daß die städtischen Eliten zwar Veranstalter waren, deshalb aber weder das Gestaltungs- noch das Deutungsmonopol für den Einzug hatten. Ganz im Gegenteil machten sich sowohl die Stadtbewohner als auch die Teilnehmer des einziehenden *cortège* jeweils ihr eigenes Bild. Der Erfolg eines Einzugs, diesen Vorwurf kann man gerade an die kunsthistorische Forschung richten, hängt eben nicht nur vom